

Die Wolldecke - 3 Geschichten
149 Seiten
Passagen Verlag Wien 2008



Ich ist der Himmel und ist mein Kopf, singt das Kind und versucht, sich die Finger an den Hagebuttensträuchern blutig zu reißen. Oben, an den niedrigen Häusern, gegenüber der Kneipe und an der Hagebutte vorbei, geht Susanne. Die rechte Hälfte des Gesichts ist von tiefem Rot, auch der Hals: Als sie ein Kind war, hat jemand kochendes Wasser verschüttet und da kam das Kind darunter, das, das die Susanne war, sagt jemand. Und jetzt ist sie Nur-Susanne, sagt das Kind, bleibt neben der Hagebutte stehen und schaut nach oben. Ist das Kind ein Guck-in-die-Luft, weil es den roten Hals der Nur-Susanne von unten aus betrachtet und dabei den Kopf schieflegt. Sehr merkwürdig, sagt das Kind. Fließen mit dem roten Hals des Kindes Susanne die Wolken im roten Gesicht der Nur-Susanne zusammen. Dämmerung, ja: Abenddämmerung, weil es auch Morgendämmerung gibt. Dämmt der Abend im Tag herum und herbei, und zum Abend hin. Bis es Nur-Abend ist. Oder: es dämmt der Morgen in der Nacht herum, immer mehr herbei und zum Nur-Morgen hin, dämmt der Morgen herbei, in seinen eigenen Nur-Morgen. Tragen die roten Wolken der ja, Abenddämmerung, das Kind nach vorn, zur großen Turnhalle hin, in der die Lust und die Wut weiter und höher das Kind durch die Luft fliegen lassen und auch vorbei am roten Gesicht und Hals der Susanne, die es beide noch schneller weitertragen. In den Abend hinein. Das Kind. Am hellen Whiskytrinker vorbei. Der steht im sich nähernden Abend, in der Dämmerung, in der Straße und fuchelt mit den Armen in der Luft herum, damit der Nur-Abend schneller und heller herbeikomme und dann weiterfliege. In die Nacht hinein. Gleich neben dem Friseursalon der Frau Müller, der gar kein richtiger Friseursalon ist, sondern nur ein Zimmer ihrer Wohnung. Ein Nur-Wohnungszimmer-Frisiersalon. Da sitzt das Kind in der Wohnung der Frau Müller, weil die ihren Mann verloren hat, hat sie extra ein Zimmer ihrer Wohnung zum Friseursalon gemacht. Weil, jetzt braucht sie ja auch ein Zimmer weniger, weil sie ihren Mann irgendwo verloren hat. Der Tod hat ihren Mann mitgenommen und dafür sitzt das Kind jetzt im Friseursalon, der ein Zimmer ihrer Wohnung ist, im sich nähernden Abend, weil sie tagsüber in einem richtigen Friseursalon, der keine Wohnung ist, arbeitet. So hält sich die arme Frau über Wasser, so schwimmt die Frau Müller die ganzen Tage und Nächte entlang, als seien sie ein großes Meer und da muß man doch helfen, damit sie weiterschwimmen kann. Die Frau Müller. Sagt die Mutter. Da muß einer doch helfen, wenn sich der Mann schon umgebracht hat, sich in den sich nähernden Tod hineingedämmt hat und da muß man sich doch in dieses Zimmer setzen, weil die Frau Müller, die kann ja frisieren. Sogar eine Friseurhaube hat sie. Die surrt und macht warme Geräusche. Kommen über das Kind warme Geräusche, nein, das Kind kommt nicht unter die Haube, außerdem ist Sommer und Locken hat sie mehr als genug. Nein, das Kind braucht keine Locken, sind doch Locken drin, viel zuviele Locken. Abschneiden. Die Locken und die Haare abschneiden. Stinkt ein sich nähernder Zorn aus dem Turnsaal herüber, getarnt als Gesundheit, stinken die Turnmatten, stinken die grünen Matten der Berge aus Gummi: Blau und irgendwie Gelb ist darin. Dumpfes Stampfen der Halle, die zum Herumturnen dient. Das Kind dient mit, springt durch die Luft, mit abgeschnittenem Kopf, nein Haar. Wie ein Junge sieht es aus und ist gar keiner, sagt jemand.

„Scheißbier!“ Schreit der biertrinkende Whiskytrinker im Sommer aus dem Fenster der Kneipe heraus, als das Kind vorübergeht, mit blauen Turnschuhen auf dem Rücken, zusammengebunden. Er steht auf und umarmt einige der Männer am Tisch.

„Ist ja gut!“ Ruft ein anderer heraus, aus dem Fenster, leiser, dreht sich das Kind um und herum und tanzt mit schlenkernden Schuhen einen Kreis.

„Die Nacht kommt!“ Ruft die Mutter von weitem, lauter, beginnt das Kind beginnt zu laufen, während der biertrinkende Whiskytrinker aus dem Fenster, in die Straße ruft:

„Gut?“

„Gut!“ Ruft das Kind, leiser, läuft immer schneller und die Nacht kommt wirklich. Langsam senkt sie sich herab, ganz weich legt sich ein Mantel aus schwarzer Wolle um das Kind herum, sodaß es zu laufen aufhört und stehenbleibt.

Von irgendwoher hört es eine Stimme, die ihm zuflüstert, leise und laut zugleich:

„Wir fahren über die Berge. Sie waren hoch, der Himmel war aus schrillum Blau, sodaß mir die Ohren wehtaten. Unten lag das Meer, wild, krachend und brausend. Die Wege des Windes wurden eingefangen, von den Windmaschinen, die höher waren als ein hohes Haus. Oben drehten sich weiße Segel, die die Wege des Windes zu Kreisen verrenkten. Weiß, die Wege des Windes, weiß, unten, das Meer mit seiner Gischt. Mittendrin fahren wir und über die Berge, die noch höher waren als die Windmaschinen und ganz hohe Häuser und kein Baum stand darauf. Fahren wir dazwischen herum, sprangen wir auf der Gischt und den Kurven, die die Wellen machten, herum. Unten. Und oben. Und dann immer noch höher hinauf. Und immer noch höher die Arme der Windmaschinen und immer noch höher die Wellen, unten. Brach eine Welle unten, über deinem Kopf oben. Zusammen. Bist du ganz durchnäßt und stehst im Wirbel der Schläge der Wellen. Zieht das Glück aus, heraus, zieht dann dich das Glück aus, glänzte deine Haut, als klebe sie an deinem Körper wie das Glück und kalt, wie das Glück, wurde dir die Haut abgezogen und fortgetrocknet: am Leuchtturm, der wie die Straßenlaternen schimmerte, vorbei und immer geradeaus. Auch vorbei an den Palmen, die es plötzlich dort gibt. Die stehen in einer hellen Mitte aus Sand und Grün. Weite Landschaft, so schwarz und weich wie der Mantel der Nacht, der dich jetzt wärmt. Ganz weit und ohne Ende. Von oben gesehen, aber wie ein Loch.“

„Kommst du endlich oder muß ich dich holen?“ Ruft die Mutter laut, übertönt eine Stimme aus Finsternis die kalte Nacht, die ein wärmender Mantel ist, schiebt Gustav leise eine Palme mit Wind vorbei und schiebt er heiser einen Tag mit Finsternis an dem Kind vorbei. Die Straßenlaternen beginnen zu leuchten, blau und blau fällt ihr Licht auf die Zähne von Gustav, der den Mund zu einem Lächeln ein wenig geöffnet hat. Und das blaue Licht verfärbt sich langsam und immer mehr und, zusammen mit den Zähnen von Gustav, wird es immer weißer und immer härter und immer noch heller, färbt es sich in einen weißen und hellen und weitentfernten Tag hinein, begleitet von schwerem Gewicht: „Guuud Naaachd.“ Und von einer Palme, die den weißen Rand des Meeres blitzen läßt, auf Gustavs immer weißer werdenden Zähnen: die blitzen. Das Rauschen einer jetzt auch ganz weißen Gischt, die blitzt das Klingeln zehn oder fünfzehn leerer Bierflaschen, das die Nacht mit dem Meer und einem weitentfernten Tag vermischt. Dreht sich Gustav mühsam und noch einmal um und über seinen Buckel hinweg, zeigt er mit einem Finger auf das Haus, aus dem die Stimme kommt, tippt er sich an die Seemannskappe und schlenkert ein Bein nach vorn, in die Nacht hinein.

„Die wird es schwerhaben, mit dem roten Gesicht einen Mann zu finden“, „der Hals ist auch verbrannt, und ...“, sagen mehrere Männer am Tisch in der Wirtschaft und die alte Wirtin lacht häßlich. „Ach was, die Hübschen sind schnell verbraucht und dann werden sie dick und böseartig und bei der weiß man gleich, was man hat.“ Sagt ein anderer. „Und außerdem – mir gefällt sie.“ – „Nein, im Gegenteil, die wird einen guten Kerl kriegen, weil der, der sie nimmt, der nimmt sie nicht, weil sie hübsch ist, sondern weil er sie wirklich mag. Geld hat sie ja auch nicht.“ – „Nein, aber arbeiten kann sie, ein guter Packesel ist sie und die werden sie nehmen, weil sie ein guter Packesel ist.“ Sagt noch ein anderer.